

Illustrirtes Sonntags Blatt

Beilage zum

„Rheingauer Beobachter“

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Elberfeld
Verlag von Edwin Moog's Buchhandlung, Elberfeld a. Rh.

Deutsches Blut.

Novelle von Gertrud Stampe.



(Fortsetzung.)

Durch geschickte Redewendungen wußte Beate dabei unauffällig auf ihr Ziel hinzulenken.

Als sie in Coersbagen ausstiegen, sah Beate Lutz Freisings Augen an, daß er sie verstanden.

Auf dem Bahnsteig blieb er an ihrer Seite.

„Nun, was werden Sie jetzt zunächst beginnen?“ kam Beate ihm zu Hilfe, da er vergebens nach einem Anknüpfungspunkt zu suchen schien.

Lutz Freisings Augen strahlten auf.

„Wenn ich wüßte, Fräulein Hofer, daß Ursula so hochherzig denkt wie Sie, würde ich zu ihr gehen und wollte noch einmal um ihre Liebe werben. Weiß Gott, diesmal sollte sie es nicht zu bereuen haben, wenn sie mich erhörte.“

„Dann eilen Sie, Herr Freising!“ Beate blieb lächelnd stehen und gab ihrem Begleiter die Hand. „Verkürzen Sie sich die wenigen Glücksstunden nicht noch. Sie müssen da draußen lange daran zehren.“

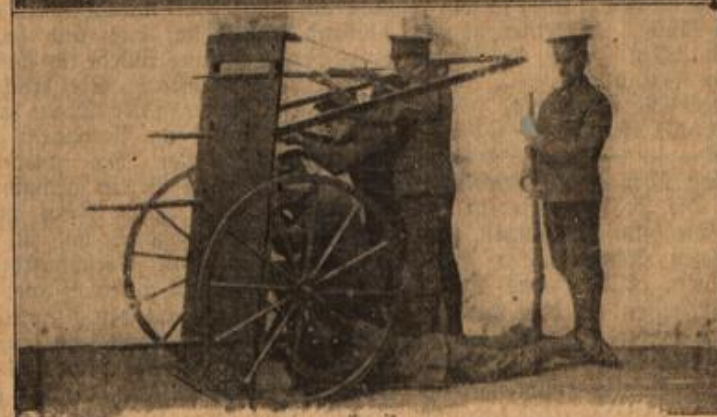
„Der Krieg zeigt sich schon jetzt als Lehrmeister“, meinte Gerhard, als er mit seiner Schwester aus dem Bahnhofsgelände trat und dem Davonstürmenden nachsah. „Hoffentlich hat er der kleinen Ursel das Herz auch weich gemacht.“

„Nun, schlimmstenfalls helf' ich da ein bißchen nach“, erklärte Beate. „Ich glaube aber, es wird nicht nötig sein.“

Frau Reutter litt schon den ganzen Tag an „Ahnungen“. Zuerst hatte ihr das linke Auge gejuckt, da würde sie etwas Ungenehmes zu sehen bekommen, verriet sie Ursula. Dann fand sie in deren Stube einen Strohhalm.

„Sie bekommen heute sicher noch lieben Besuch, Fräuleinchen“, prophezeite sie am Mittag. Und als sich am Abend ein flin-

kes Spinnchen von der Hängelampe gerade lächeln. Der „liebe Besuch“ war ausgeblieben und ihr Abend würde sich kaum erquickender gestalten, als die vorausge-



Ein fahrbarer Schild für die englische Infanterie.

Unser Bild zeigt einen neuerdings bei der englischen Infanterie zur Einführung gelangten fahrbaren Schild, hinter dem zu gleicher Zeit fünf Soldaten Deckung finden können.

„Spinne am Abend — erquickend und labend.“

Ursula hatte für Frau Reutters Offenbarungen jedesmal nur ein mattes

gegangen. Sie würde, wie immer jetzt, allein und verlassen hier sitzen mit ihren trüben Gedanken und der Angst im Herzen, daß Lutz — „ihr lieber, geliebter

Lutz — nun in den Krieg zog und sie ihn nicht einmal noch in die Augen bliden konnte, ihm nicht einmal noch die Arme um den Hals legen durfte und ihm sagen, wie lieb, wie unsagbar lieb sie ihn trotz allem doch noch hatte.

Und dann kam es doch alles so ganz anders, so wunderwunderschön.

Das helle Mondlicht spielte auf zwei glücklichen jungen Gesichtern, auf Händen, die so innig ineinanderruhten, als wollten sie sich nimmer wieder loslassen.

Lutz neigte sich und drückte seine Lippen in das weiche, rotbraune Haar und dicht an Ursulas Ohr fragte er dann:

„Und du hast dich auch wirklich geprüft, Geliebtes? Du schenkst mir noch einmal volles Vertrauen? Zweifelst nicht an meiner Liebe? Willst vergeben und vergessen?“

„Alles will ich, alles kann ich, Herzliebster! Vergeben, vergessen, vertrauen und nie zweifeln, denn erst, seit ich um dich geweint habe, weiß ich, wie heiß ich dich liebe.“

„Mein süßes, kleines Mädchen — und, will's Gott, noch ehe ich scheide, mein süßes Weib.“

„Lutz!“ Und lachend und weinend warf sich Ursula in die zärtlich ausgebreiteten Arme.

Ueber Ebershagen sangen die Kirchenglocken ein feierliches Lied. Kriegstraumung.

Dreißig junge Paare knieten vor dem Altar und empfingen den Segen für ihren Herzensbund.

„Bis daß der Tod euch scheidet —“

Milde, sanft, tröstend, Klang des greisen Predigers Stimme durch das hohe Kirchenschiff.

„Weiß nicht, woher ich bin gekommen, Weiß nicht, wohin ich werd' genommen, Doch weiß ich fest: daß ob mir ist Eine Liebe, die mich nicht vergißt.“

„Dein Wille geschehe,“ betete der Geistliche.

Beate drückte das Taschentuch an die Rippen. Vor ihr knieten Ursula und Lutz Freising. Hand in Hand — ein seliges Paar. Bis der Tod sie schied.

Gerhard Hoser lehnte neben seiner Schwester an einem Pfeiler. Sein Künstlerauge nahm das Bild auf und, so wie er es sah, er es fühlte, in seiner ganzen Schlichtheit und stillen Größe, machte es ihm das Herz groß und weit.

Brausend sehte die Orgel ein.

„Nun danket alle Gott.“

Totenstille lag über dem friedlichen Landstädtchen. Die Stille, die jedem Abschied folgt. Die zum Nachsinnen, zum Aufschlußselbstbesinnen zwingt.

Die wir daheim bleiben, was können wir tun, mitzuhelfen an dem heiligen Werk, das unsere tapferen Brüder in Ost und West unter dem Verderben speienden Geschützdonner todesmüdig vollbringen — so fragte sich jeder und jede. Und tausendfältige Antwort kam zurück. „Ja, viel, unendlich viel gab es zu tun. Die Not stand auf und sah mit todesbangen Blicken um sich. Aber da öffneten sich schon die Herzen und die Hände und die Gaben flossen in breiten Strömen in die Kassen und häuften sich zu Bergen in den Sammelstellen.“

„Welcher unserer Feinde hat wohl ge-

dacht, daß das aufgezwingene Schwert in der Hand unseres Kaisers zur Wünschelrute werden würde?“ meinte Beate nachdenklich.

Gerhard legte die Zeitung einen Augenblick nieder.

Zur Wünschelrute im Lande und zur Ruchrute für die frechen Räuber, die kein Gesetz achten, kein Völkerrecht,“ sagte er ingrimmig. „Ich woll' e, ich könnte endlich hinaus. Der Tag wäre mein schönster, wo ich dem teuren Vetter von der Heime eins aufs falsche Fell brennen könnte! Schließen kann ich zum Glück, wenn ich auch nicht Soldat gewesen. Und hab' ich Tiger und Elefanten erlegt, langat's wohl für die Horden, die ja nichts weiter sind, als reisende Tiere in Schafsfelleidern. Aber man ruft mich ja nicht. Ich sitze wie auf Kohlen. Und mag mich schon garnicht mehr in den Straßen hier sehen lassen,“ grüßte er.

„Sie werden dich schon holen, Gerhard,“ tröstete Frau Hoser ihren Sohn. „Es gibt immer wieder Lücken auszufüllen.“

„Ja, leider Gottes! Die gibt es.“ Und Beate nannte eine ganze Reihe Ebershagener Krieger, die schon den Heldentod fürs Vaterland gestorben waren.

„Es sind auch schon zwei darunter, die mit Lutz Freising zusammengetraut wurden. Ursula wollte heur'e einmal nach den jungen Frauen sehen. Es soll den beiden nur kümmerlich gehen, und da möcht'n wir ihnen gern Arbeit geben. Unsere Krieger brauchen noch viel warme Wollschä'n. Und Arbeit hilft den Zurückgebliebenen am besten über Kummer und Sorgen fort.“

Beate unterdrückte einen Seufzer und half ihrer Mutter beim Ordnen der Viebesgaben, die auf zwei großen Gartentischen ausgebreitet im Zimmer lagen und in Pakete eingetellt, nach dem Kriegsschauplay im Osten abgehen sollten.

Frau Hoser mußte ihre Tochter darauf aufmerksam machen, daß sie in das eine Paket zwei Paar Strümpfe gepackt.

„So freigebig dürfen wir ja leider nicht sein, Kind,“ fügte sie hinzu. „Es ist ohnehin nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.“

In der Abendstunde sprach Frau Ursula auf kurze Zeit einmal vor. Sie sah blühend und heiter aus und hatte jetzt einen Zug fraulicher Würde im Gesicht, der sie allerliebst liebede. Sie brachte noch eine ganze Menge guter Dinge mit und half Beate flink beim Verpacken.

Schwiegermutter hat wieder mal große Einkäufe in Berlin gemacht,“ erzählte sie dabei. „Die Frau, die sonst jeden Groschen umgedreht hat, ist fast im Sandumdrehen, zur Verschwenderin geworden. Aber im guten Sinne. Den ganzen Tag ist sie auf den Füßen, um zu sehen, wo sie helfen kann und immer hat sie neue Pläne im Kopf. Nun will sie eine Notstandsflüche einrichten, wo die ostpreussischen Flüchtlinge versorgt werden sollen. Dabei fehlt es ihr nicht an eigenen Sorgen. Abgesehen von der Angst um Lutz, die ich ja auch zu tragen habe, steht es auch geschäftlich nicht zum besten — glaube ich. Papa Freising spricht sich ja nicht direkt aus, er ist ja überhaupt ein so stiller Mann, aber die Fabrik liegt doch so gut wie still jetzt, weil er doch meist mit dem Ausland gearbeitet hat. Und die

Zahlungen sind ja doch auch eingestellt. Allen voran marschiert natürlich das persische England. Ich fürchte, da wird Papa eine tüchtige Einbuße haben. Ubrigens, wie ist es denn mit dir, Beate? Du hast doch viele Jahre mit einem Londoner Verleger in Verbindung gestanden.“

„Erinnere mich nur nicht daran, Ursel! Sieh, mein Bruder greift in Gedanken nach einer Pistole.“

„Den Kerl könnt' ich auch kalblütig niederknallen,“ fiel Gerhard ein. „Denken Sie, bietet er meiner Schwester an, sie müsse, wenn sie später wieder in Geschäft Verbindung treten wollten, ein englisches Pseudonym annehmen. Ihren Namen dürfe er dem Londoner Publikum nicht wieder vor Augen führen, ohne als deutschfreundlich verschrien zu werden.“

Als das Mädchen die Abendpost ins Zimmer brachte, empfahl sich Ursula schnell.

„Vielleicht liegt zu Hause für mich ein Brief von Lutz,“ entschuldigte sie ihre Eile. „Seit der letzten Karte, vorgestern früh, habe ich keine Nachricht. Er steht jetzt vor Antwerpen. Sie haben noch die Koffer herangezogen. Der Fall ist nur noch eine Frage der Zeit, schrieb Lutz lezt'hin. Er schreibt überhaupt stets so zuversichtlich und vergnügt. In seiner Kompanie sind zufällig noch zwei Kollegen von der edlen Sangeskunst. Da haben sie schon die schönsten Konzerte im Schützengraben veranstaltet. Die Belgier und Engländer schienen aber sehr unmusikalisch. Immer gerade bei den schönsten Stellen zischen sie aus, das heißt mit Granaten und Schrapnells.“

„Gott erhalte unseren Braven draußen den Humor,“ sagte Frau Hoser herzlich und küßte Ursula, die sich zum Abschied über ihre Hand neigte, mütterlich auf die Stirn.

Beate brachte die Freundin bis an die Gartentür, und unterwies erkundigte sich Ursula nach Frau Vizzi.

„Sie war bis vor kurzem in einer Berliner Pension. Ist jetzt aber nach der Schweiz gegangen, wie die Anhaberin Gerhard mitteilte und zwar mit Hinterlassung recht bedeutender Schulden. O ja, die schöne Frau weiß zu leben. Indische Wunderblumen sind kostbar.“ schloß Beate mit schmerzlichem Spott.

„Dein armer Bruder tut mir so furchtbar leid,“ gestand Ursula. „Ein Mensch, der alle Gaben besitzt, eine Frau glücklich zu machen, muß an solch treuloses Geschöpf geraten! — Wenn er nun auch nicht hätte, was sollte jetzt aus seinem Kinde werden. Dann wäre es heimatlos.“

„Ja, seine Heimat hat Theo gefunden,“ gab Beate zu. „Den Trost hat Gerhard wenigstens. Und uns bleibt, wenn er geht, doch ein Sonnenstrahl zurück.“

Ursula umarmte die Freundin in ihrer alten, stilmischen Art.

„Wie du das sagst! Nicht nur ein Sonnenstrahl meine Beate — sondern eine ganze, große, sieghafte Glucks-sonne wird dir noch einmal leuchten!“

„Ach, Ursel —“

„Doch, doch!“ neckte Frau Ursula. „Ich habe Ahnungen, wie Frau Mutter.“

Beate fand ihren Bruder bei ihrer Rückkehr allein im Zimmer vor.

„Endlich!“ rief er ihr beruhigt entgegen und schwenkte ein Blatt Papier wie

Beate drückte das Taschentuch an die Rippen. Vor ihr knieten Ursula und Lutz Freising. Hand in Hand — ein seliges Paar. Bis der Tod sie schied.

Gerhard Hoser lehnte neben seiner Schwester an einem Pfeiler. Sein Künstlerauge nahm das Bild auf und, so wie er es sah, er es fühlte, in seiner ganzen Schlichtheit und stillen Größe, machte es ihm das Herz groß und weit.

Brausend sehte die Orgel ein. „Nun danket alle Gott.“ Totenstille lag über dem friedlichen Landstädtchen. Die Stille, die jedem Abschied folgt. Die zum Nachsinnen, zum Aufschlußselbstbesinnen zwingt.

Die wir daheim bleiben, was können wir tun, mitzuhelfen an dem heiligen Werk, das unsere tapferen Brüder in Ost und West unter dem Verderben speienden Geschützdonner todesmüdig vollbringen — so fragte sich jeder und jede. Und tausendfältige Antwort kam zurück. „Ja, viel, unendlich viel gab es zu tun. Die Not stand auf und sah mit todesbangen Blicken um sich. Aber da öffneten sich schon die Herzen und die Hände und die Gaben flossen in breiten Strömen in die Kassen und häuften sich zu Bergen in den Sammelstellen.“

Welcher unserer Feinde hat wohl ge-

dacht, daß das aufgezwingene Schwert in der Hand unseres Kaisers zur Wünschelrute werden würde?“ meinte Beate nachdenklich.

Gerhard legte die Zeitung einen Augenblick nieder.

Zur Wünschelrute im Lande und zur Ruchrute für die frechen Räuber, die kein Gesetz achten, kein Völkerrecht,“ sagte er ingrimmig. „Ich woll' e, ich könnte endlich hinaus. Der Tag wäre mein schönster, wo ich dem teuren Vetter von der Heime eins aufs falsche Fell brennen könnte! Schließen kann ich zum Glück, wenn ich auch nicht Soldat gewesen. Und hab' ich Tiger und Elefanten erlegt, langat's wohl für die Horden, die ja nichts weiter sind, als reisende Tiere in Schafsfelleidern. Aber man ruft mich ja nicht. Ich sitze wie auf Kohlen. Und mag mich schon garnicht mehr in den Straßen hier sehen lassen,“ grüßte er.

„Sie werden dich schon holen, Gerhard,“ tröstete Frau Hoser ihren Sohn. „Es gibt immer wieder Lücken auszufüllen.“

„Ja, leider Gottes! Die gibt es.“ Und Beate nannte eine ganze Reihe Ebershagener Krieger, die schon den Heldentod fürs Vaterland gestorben waren.

Es sind auch schon zwei darunter, die mit Lutz Freising zusammengetraut wurden. Ursula wollte heur'e einmal nach den jungen Frauen sehen. Es soll den beiden nur kümmerlich gehen, und da möcht'n wir ihnen gern Arbeit geben. Unsere Krieger brauchen noch viel warme Wollschä'n. Und Arbeit hilft den Zurückgebliebenen am besten über Kummer und Sorgen fort.“

Beate unterdrückte einen Seufzer und half ihrer Mutter beim Ordnen der Viebesgaben, die auf zwei großen Gartentischen ausgebreitet im Zimmer lagen und in Pakete eingetellt, nach dem Kriegsschauplay im Osten abgehen sollten.

Frau Hoser mußte ihre Tochter darauf aufmerksam machen, daß sie in das eine Paket zwei Paar Strümpfe gepackt.

„So freigebig dürfen wir ja leider nicht sein, Kind,“ fügte sie hinzu. „Es ist ohnehin nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.“

In der Abendstunde sprach Frau Ursula auf kurze Zeit einmal vor. Sie sah blühend und heiter aus und hatte jetzt einen Zug fraulicher Würde im Gesicht, der sie allerliebst liebede. Sie brachte noch eine ganze Menge guter Dinge mit und half Beate flink beim Verpacken.

Schwiegermutter hat wieder mal große Einkäufe in Berlin gemacht,“ erzählte sie dabei. „Die Frau, die sonst jeden Groschen umgedreht hat, ist fast im Sandumdrehen, zur Verschwenderin geworden. Aber im guten Sinne. Den ganzen Tag ist sie auf den Füßen, um zu sehen, wo sie helfen kann und immer hat sie neue Pläne im Kopf. Nun will sie eine Notstandsflüche einrichten, wo die ostpreussischen Flüchtlinge versorgt werden sollen. Dabei fehlt es ihr nicht an eigenen Sorgen. Abgesehen von der Angst um Lutz, die ich ja auch zu tragen habe, steht es auch geschäftlich nicht zum besten — glaube ich. Papa Freising spricht sich ja nicht direkt aus, er ist ja überhaupt ein so stiller Mann, aber die Fabrik liegt doch so gut wie still jetzt, weil er doch meist mit dem Ausland gearbeitet hat. Und die

Zahlungen sind ja doch auch eingestellt. Allen voran marschiert natürlich das persische England. Ich fürchte, da wird Papa eine tüchtige Einbuße haben. Ubrigens, wie ist es denn mit dir, Beate? Du hast doch viele Jahre mit einem Londoner Verleger in Verbindung gestanden.“

„Erinnere mich nur nicht daran, Ursel! Sieh, mein Bruder greift in Gedanken nach einer Pistole.“

„Den Kerl könnt' ich auch kalblütig niederknallen,“ fiel Gerhard ein. „Denken Sie, bietet er meiner Schwester an, sie müsse, wenn sie später wieder in Geschäft Verbindung treten wollten, ein englisches Pseudonym annehmen. Ihren Namen dürfe er dem Londoner Publikum nicht wieder vor Augen führen, ohne als deutschfreundlich verschrien zu werden.“

Als das Mädchen die Abendpost ins Zimmer brachte, empfahl sich Ursula schnell.

„Vielleicht liegt zu Hause für mich ein Brief von Lutz,“ entschuldigte sie ihre Eile. „Seit der letzten Karte, vorgestern früh, habe ich keine Nachricht. Er steht jetzt vor Antwerpen. Sie haben noch die Koffer herangezogen. Der Fall ist nur noch eine Frage der Zeit, schrieb Lutz lezt'hin. Er schreibt überhaupt stets so zuversichtlich und vergnügt. In seiner Kompanie sind zufällig noch zwei Kollegen von der edlen Sangeskunst. Da haben sie schon die schönsten Konzerte im Schützengraben veranstaltet. Die Belgier und Engländer schienen aber sehr unmusikalisch. Immer gerade bei den schönsten Stellen zischen sie aus, das heißt mit Granaten und Schrapnells.“

„Gott erhalte unseren Braven draußen den Humor,“ sagte Frau Hoser herzlich und küßte Ursula, die sich zum Abschied über ihre Hand neigte, mütterlich auf die Stirn.

Beate brachte die Freundin bis an die Gartentür, und unterwies erkundigte sich Ursula nach Frau Vizzi.

„Sie war bis vor kurzem in einer Berliner Pension. Ist jetzt aber nach der Schweiz gegangen, wie die Anhaberin Gerhard mitteilte und zwar mit Hinterlassung recht bedeutender Schulden. O ja, die schöne Frau weiß zu leben. Indische Wunderblumen sind kostbar.“ schloß Beate mit schmerzlichem Spott.

„Dein armer Bruder tut mir so furchtbar leid,“ gestand Ursula. „Ein Mensch, der alle Gaben besitzt, eine Frau glücklich zu machen, muß an solch treuloses Geschöpf geraten! — Wenn er nun auch nicht hätte, was sollte jetzt aus seinem Kinde werden. Dann wäre es heimatlos.“

„Ja, seine Heimat hat Theo gefunden,“ gab Beate zu. „Den Trost hat Gerhard wenigstens. Und uns bleibt, wenn er geht, doch ein Sonnenstrahl zurück.“

Ursula umarmte die Freundin in ihrer alten, stilmischen Art.

„Wie du das sagst! Nicht nur ein Sonnenstrahl meine Beate — sondern eine ganze, große, sieghafte Glucks-sonne wird dir noch einmal leuchten!“

„Ach, Ursel —“

„Doch, doch!“ neckte Frau Ursula. „Ich habe Ahnungen, wie Frau Mutter.“

Beate fand ihren Bruder bei ihrer Rückkehr allein im Zimmer vor.

„Endlich!“ rief er ihr beruhigt entgegen und schwenkte ein Blatt Papier wie

eine Fahne in der Luft. „Da ist mein Befehlsgesetz. Morgen antreten in Spandau um „Griffe kloppen“ zu lernen. Und dann — mit tschingdada und Trommelschlag ran an den Feind!“

Gerhard Hofer sprang auf und zog die Schwester an sich.

„Wirst du denn auch dem einfachen Soldaten das Geleit zum Bahnhof geben, du stolzes Oberstüchlerlein?“ fragte er leise.

„O, Gerhard, wie kannst du so klein von mir jetzt denken. Das feldgraue Kleid ehrt und adelt jeden. Wir haben ja auch schon schöne Beweise genug, welche treue Kameradschaft unsere Offiziere mit ihren Leuten halten. Jetzt heißt's eben: „einer für alle und alle für einen.“ Dann wird der Sieg auch unser.“

„Das muß und soll er!“ fiel Gerhard ein. „Der deutschen Fahne treu bis ins Grab, Beate — da denke dran, wenn man mich da irgendwo in fremder Erde betten sollte. Und — meinen Jungen — erzieh mir treu deutsch Beate — laß ihn, wenn er irgendwie Lust hat, laß ihn ins Heer eintreten und seinem Kaiser dienen.“

Nun waren sie beide doch weich geworden.

„Du wirst wiederkehren, Gerhard, und noch Großes und Schönes schaffen.“

„Wie der oberste Kriegsherr im Himmel will, nicht wahr, Beate? Wir haben ja doch neulich im Kriegsgottesdienst gesungen: „Er sitzt im Regimente und führt alles wohl.““

Ehe Gerhard Hofer nach oben an das Bettchen seines Knaben ging, um ihm den Gutenachtskuss zu geben, griff er noch einmal in seine Brusttasche und zog einen Brief heraus. Sein Blick ruhte ärtlich auf der Schwester, die mit gefalteten Händen am Fenster stand und in den dunklen Oktoberabend hinaus sah. Sie würde ihn wohl jetzt nicht zurückweisen, wenn er ihr dies Schreiben gab, das er in seiner Tasche schon einen ganzen Tag herumtrug — meinte er und rief Beate leise an.

„Na, Gerhard?“

„Ich habe dir noch nicht gesagt, daß ich einen Brief von Doktor Werner empfang.“

Beate streckte unwillkürlich die Hände aus, ließ sie aber errötend wieder sinken. Gerhard lächelte so eigen. Aber da war der Bruder schon bei ihr.

„Nimm ihn und laß ihn, Schwesterchen. Es ist auch noch eine geschlossene Einlage für dich dabei. Und nun — gute Nacht. Ich möchte heute oben in meinem Zimmer bleiben und noch manches ordnen.“

„Gute Nacht, Gerhard.“

Beate ging wie im Traum in ihr Zimmer hinüber und setzte sich vor ihren Schreibtisch. Den Brief hatte sie noch immer in der Hand. Groß und unglaublich ruhten die grauen Mädchenaugen auf den festen, energischen Schriftzügen, bis die Buchstaben vor ihren Blicken verschwammen. Dann nahm sie die Einlage heraus und erbrach sie schnell. Und unter Herzklopfen las sie:

Liebste Beate!

Verzeih, daß ich die alte trauische Anrede wähle, aber es will keine steifere aus meiner Feder heraus in dieser stil-

len Nachtstunde, wo ich mein Herz ausschütte, Dich noch einmal, ein einziges Mal noch zu suchen. — Und wenn Du diese Zeilen liest, dann ist ja auch der langersehnte Augenblick gekommen, wo Du Dich mir nicht mehr verschließt. Hab' Dank dafür, Geliebte! — Zwar eine Beichte, wie Du sie viellicht erwartest, habe ich Dir nicht abzulegen, Beate. Nur aufklären möchte ich Dich über die unselige Verkettung von Umständen, die unser Glück jählings zerstört.

Nach Deinem letzten, liebevollen Brief, der mich damals kurz vor unserem Einlaufen im Wilhelmshavener Hafen erreichte, wuchs meine Sehnsucht nach Dir ins Grenzenlose und mein ganzes Denken richtete sich darauf, mir ein Heim zu gründen in das ich Dich als mein geliebtes Weib einführen dürfte. Das Glück schien mir geneigt. Denn kaum war ich an Land, traf ich einen mir wohlbekannten Generaloberarzt vom Kieler Marinehospital und hörte von diesem, daß demnächst eine Arztstelle dort zu besetzen sei. Er versprach, sein Möglichstes für mich zu tun und riet mir, da er selbst auch gerade heimfahren wollte, mich ihm anzuschließen, um gleich an Ort und Stelle die erforderlichen Schritte vornehmen zu können.

Als Optimist, der ich leider bin, hatte ich die Stelle schon in der Tasche und beschloß, Dir nicht eher meinen Besuch zu melden und bei Deiner Mutter um Dich zu werben, ehe sich mein Geschick nicht entschieden. Die Entscheidung zögerte sich indes hin, ich verlor die Geduld, fuhr nach Berlin und bestellte die Verlobungsringe, entschlossen, Dich zu überraschen. — Das Unglück will, daß ich im Hotel mit der jung'n Frau eines Kameraden zusammentreffe, deren Hochzeit ich vor einigen Jahren im Hause ihrer Eltern beigewohnt. Ich staune sie allein zu finden, denn Leutnant Serlin war ja doch zusammen mit mir eingetroffen. Da klagte sie mir in heller Verzweiflung ihr Leid. Was ich und niemand gewußt oder auch nur geahnt, Leutnant Serlin war ein Spieler.

An Bord der angestrichelten, liebenswürdigsten Kamerad, suchte er an Land sofort leichtsinnige Vergnügungen auf und kimmerte sich nicht um Weib und Kind. Er hatte sie auch diesmal irreführt, wie sie mir erzählte, und ihr darum brieflich mitgeteilt, sie würde ihn nicht wiedersehen. Ihn esse jetzt selbst vor dem Sumpf, in den er geraten und wolle ein Ende machen. Nun war sie in Todesangst auf der Suche nach ihm und hat und beschwor mich, ihr zu helfen. Ich brachte es nicht übers Herz, nein zu sagen. Alle Spielhöllen suchte ich ab, alle Vergnügungsorte. Umsonst. Erst sehr viel später wurde Leutnant Serlin irgendwo in der Spree als Leiche gelandet. — Du aber, Beate, hastest mich gerade gesehen, als ich von der jungen Frau Abschied genommen, um zu Dir zu fahren. — Das ist alles. Und doch hat es mich mein Lebensglück gekostet. Die Stimmung, wie Du Dich stolz-verächtlich von mir wandtest, kann ich nur mit einem Dichtermotiv erklären: „Mir war's als sei verschwunden, die Sonne am hellen Tag.“

Du weißt ja, Beate, wie oft ich Dir noch gedenke. Du wolltest nichts hören, nichts erklärt haben. Da hab' ich mich schließlich auch in Groll verbissen und zu vergessen gesucht. Es ist mir nicht gelungen. Ich hab' Deinen Bruder, Deine Stimmung zu erforschen. Seine Antwort klang nicht sehr ermutigend. Nun kam der Krieg, und er erschien mir wie ein Erlöser. Jetzt sitze ich hier an Helgolands Küste und warte auf den Feind. Alles ist klar zum Gesehen — da sollte es auch klar werden zwischen uns, ehe es zum Siegen oder Sterben geht — Beate.“

(Schluß folgt.)

Der Gott, der Wunden schlug.

Eine Junggeschichte von E. Weltlein.

Auf dem Anhalter Bahnhof wehte auch an diesem warmen Juniabend hinter der Bahnhofssperre in dem leisen Südost der ein wenig Kühlung nach dem heißen Tage herantrug, das rote Kreuz dem einziehenden Zug freundlich entgegen. Und der rotbemühte Bahnhofsportier trat auf die Helferin zu, die seit Monaten hier der Naivität oblag, schaute sie mit väterlichem Wohlwollen an und meinte dann:

„Heute wird es eine stille Nacht für Sie werden! — Es ist nichts gemeldet. Es tut Ihnen aber auch gut, daß dies endlich mal zur Ruhe kommt. Sie sehen schon ganz hohlwängig aus.“

Und darin hatte er recht.

Frau Meta Witz schlich in dem schwarzen Kleid, das sie als Helferin trug, wie ein Schatten umher. Schmal und abgemagert waren ihre Hände geworden. Ein scharfer bitterer Zug grub sich von den Nasenflügeln aus beginnend bis zu dem jungen Munde in das weiche Gesicht, daß seine Rundung seit jener Nacht verloren hatte, als die entsehlende Kunde von dem Tod des jungen Gatten an sie gelangte.

Das Telegramm vom Regiment. Die herzlichen und doch so unbarmherzigen Worte:

„Oberleutnant Witz vor Warschau den Selbstmord gefunden.“

Mit diesen Worten war ihr Traum vom Lebensglück zu Ende gewesen. Und er hatte doch erst kaum beginnen dürfen. Der langen Verlobungszeit war am Sonnabend vor jenem ersten Mobilmachungstage in der Garnisonkirche die Kriegstraumung gefolgt. Schon 20 Stunden später geleitete sie den jungen Gatten hierher — auch zum Anhalter Bahnhof, von wo aus er zuerst nach dem Westen ging. Damals waren es wohl harte, bange Monate gewesen. Aber die Nachrichten gelangten doch hin- und herüber, und es war eine Wonne im Ver-

gleich zu dem späteren Elend, das über sie kam. Tropfenweise floß es wie ein schleimendes Gift nach dem Weihnachtsfest durch ihre Seele und zerstörte alles, was dort mit heimlichem Hoffen dem nahenden Frühling entgegenpochen wollte!

Oberleutnant Bliß kam mit seinem Regiment nach dem Osten, wurde Hauptmann und berührte sogar den Ort, wo sein junges Weib seiner Tag und Nacht harnte. Damals hatte er ihr nur eine Karte als Gruß, als Gedanken senden können! Und damit begann das eigentliche Opfern für sie! —

Sie glaubte sich seiner Liebe so gewiß zu sein — aber nun wurde es anders. Eine jähe ängstliche Unsicherheit kam über sie. Konnte sie wissen, was diese harten Monate des Krieges Fremdes und Unergründliches in seine Seele getragen hatten. Wußte er nicht, wäre er für sie der Alte mit der heißen glühenden Liebe geblieben, alles versuchen und dransetzen um ein kurzes Wiedersehen sich zu erzwingen. Er war ja doch nicht der einzige, dem dies gelungen war. Sie wußte es von unzähligen bekannten Frauen. Sie alle hatten ihren Gatten — die eine lang — die andere nur ein paar kurze Herzschnitte hindurch wiedersehen dürfen. Nur sie nicht! Das hatte sie lange nicht überwinden können. Das Grauen des Krieges, die flutende Welle, alles zu stillen und die Wunden zu kühlen, schloß fast ein wenig darüber ein. Sie arbeitete ihr nur mit den Händen entgegen. Das junge warme Herz hatte dabei fortan gar nichts zu schaffen. Sie schrieb ihm auch in diesem Sinne. Dieß ihrer Bitterkeit, ihrer Frauensehnsucht und ein ganz klein wenig auch dem sich verlegt meinenten Frauenstolz freie Wege. Er antwortete niemals darauf! Woche um Woche verlief, ohne daß sie ein Lebenszeichen von ihm haben durfte. Und sie kam des Nachts nicht mehr ins Bett. Stundenlang saß sie mit aufgestütztem Ellenbogen und stierte in die dunkle feuchte Lenznacht hinaus — die Ostern und dann Pfingsten und jetzt — den Juni — herangebracht hatte. Und durfte endlich als letztes, als einzig ihr noch zustehende und ihr vergönnte Barmherzigkeit jenes Telegramm nach 12 Stunden martervollen, entsetzlichen Schweigens haben.

Den Heldentod.

Das erste mildernde Wort versank ihr, um niemals wieder zu erstehen. Nur das letzte blieb. Die Grausamkeit, für welche es keine Arznei gab.

Tot.

Unwiederbringlich verloren. Auf ewig allein. Und sie noch so jung.

Was sollte sie mit dem langen Rest ihres elenden Lebens beginnen! Sie hatte niemand, der darüber verfügt hätte. Sie stand ganz allein auf der Welt. Nur ihn hatte sie besessen. Seine Mutter schloß sich vor ihr ab. Sie hatte es ihr niemals vergeihen können, daß sie das Herz des einzigen Sohnes — vermeintlich — so ganz besessen hatte. Jetzt fühlte sich die alternde vergrämte Frau wieder völlig als seine Mutter und daher hatte sie der jungen Witwe eine Sicherheit gegenüber, die oft etwas Verlehnendes hatte.

Frau Meta Bliß starrte in die glühenden Augen des herannahenden Zuges und wartete geduldig, ob sich nicht heute doch

vielleicht ein Verwundeter oder eine Schar Hungeriger und Müder hergefunden habe. Aber der Bahnhofsvorsteher sollte Recht behalten.

Da ging sie müde in das Stübchen zurück, das hinter dem roten wehenden Kreuz auf die Müden wartete und sagte zu der Schwester, die die Vorräte und Zimmer in ihrer Abwesenheit gehütet hatte:

„Es gibt also wirklich nichts zu tun! Wir können entweder das Geschirr säubern oder uns auf diese entsetzlichen Marterstühle legen.“

Die Schwester nickte ruhig.

„Ich lege mich jedenfalls. Und Sie,

stören muß. Aber aus dem Zuge stieg eine junge Frau mit ihrem Kindchen. Aus ihren gestammelten Erzählungen konnte ich nur entnehmen, daß ihr Mann vor einiger Zeit gefallen sei, sie gänzlich allein mit dem Kinde stände und nun nach Berlin wolle, um sich irgend eine Beschäftigung zu suchen, weil dies tatenlose Leben gar zu unerträglich sei. Dann verlor sie die Besinnung, und jetzt bringen wir sie auf einer Tragbahre hierher. Das Kindchen holen Sie nur schnell herein. Es ist ein prächtiger Junge, der tüchtigen Hunger zu haben scheint.“

Da stand nun die Wahre mit der blas-



Eine eigenartige Sammelstelle für Liebesgaben in Dortmund.

Es ist natürlich wünschenswert, daß die Duellen der Liebesgaben für unsere Vaterlandsverteidiger dort draußen vor den Feinden nicht versiegt. Die Stadt Dortmund hat geräumige Sammelbüchsen in Gestalt eines Schilderhauses bauen und auf den Straßen aufstellen lassen, so daß der Gebefreudige nicht nötig hat, die Spende erst weit zu tragen.

liebe Frau Bliß, sollten desgleichen tun! Denn — Sie hatten dies ja nicht mehr lange aus. Nächstens brechen Sie mir hier zusammen und dann muß ich mir einen Sanitäter rufen und Sie pflegen.“

Das war der jungen Frau ein unerträglicher Gedanke. Hastig löste sie den schlichten weißen Kragen und machte Miene, es der Schwester gleich zu tun! Langsam schob sie sich vorher an dem Gasofen vorbei und drehte das flammende Gaslicht aus. Nun war es ganz still. Und die Stühle gaben ein paar ächzende Laute, als seien sie unwillig über die Lasten, von sich. Dann störte nichts mehr. Plötzlich aber ging die Tür zu dem Bahnhofsteg. Ein schmaler Lichtschein floß herein und die rote Mütze leuchtete dahinter auf. Der Bahnhofsvorsteher war es.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie nun doch

sen jungen Frau, die sich nicht bewegen wollte. Da hockte in einem Winkel das Büschchen in seinem alten Wagen und trährte vor Vergnügen. Und keins achtete auf die stille Frau — nur nach dem jungen, werdenden Leben gingen die Augen der beiden Frauen, als könnten sie sich nicht davon trennen, daß es dies überhaupt unter all dem grauen Elend noch geben dürfe.

Der ältere Sanitäter machte sich mit der Frau zu schaffen.

„Wir werden doch wohl den Arzt herbeitelephonieren müssen,“ meinte er endlich vorsichtig. „Das Herz ist so eigentümlich. Man ist dann doch ruhiger.“

Indessen vereinigten sie sich nun alle drei, um Atmungsbewegungen bei der Ohnmächtigen zu machen. Als aber das Kind hell aufschrie, als wollte es sich diese



Im Vordergrund einige Helden der „Emden“.

Unsere beiden Bilder zeigen deutsche Kriegsgefangene im Verein mit österreichischen und türkischen im Camp Dipatalawa bei Bandarawela auf Ceylon. Unter den etwa 350 Gefangenen befinden sich u. a. 1. die deutschen und österreichischen Konsuln nebst Familien und die Angestellten der deutschen Firmen Freudenberg, Boylen, Böhringer usw. 2. die deutschen und österreichischen Pflanzer Ceylons, 3. die Leiter, Besitzer und Angestellten der großen Hotels Ceylons, fast alle Deutsche, 4. 18 katholische Patres und Fratres, dem Orden der Oblaten angehörend, 5. 1 österreichischer und 7 deutsche buddhistische Mönche nebst 2 Klosterläien, 6. einige Türken aus Ceylon, 7. viele Deutsche und Österreicher, darunter zahlreiche Offiziere der Reserve, die von Sumatra und Java nach Hause reisen wollten, um sich zu stellen, und die im Colombo-Hafen von englischen und neutralen Dampfern geholt wurden, 8. die Verwundeten der „Emden“, 9. die Mannschaften und Passagiere folgender gekappter Handelschiffe: „Rappensfels“, „Trifels“, „Fürth“, „Moltke-

fels“, „Steinturm“, „Australla“ und „Reichenfels“. Auf freiem Fuß wurden nur belassen: einige evangelische Missionarinnen, die deutschen katholischen Schwestern und die Leiterin der buddhistischen höheren Mädchenschule zu Colombo, Frau Musäus-Higgins.

Die Behandlung der Gefangenen und die Art ihrer Unterbringung läßt sehr viel zu wünschen übrig — sogar kranke Frauen sind in elenden Blechhütten untergebracht. Die Rationen sind für Männer, Frauen und Kinder gleich und werden roh verabreicht — eine Tagesration hat 46 Cents (etwa 60 Pfennig) Wert. Zwiebeln und Brot elendester Qualität bekommen die Gefangenen in Ueberfluß. Obst aber nie. Fleisch kommt ein halbes Pfund (englisch) auf jede Person für den Tag. Die Kriegsgefangenen haben sprachliche Unterrichtskurse, regelmäßige Vorträge und Predigten eingerichtet, die sie einigermaßen über die Wartezeit hinwegbringen. Möge der Sieg der deutschen Waffen sie bald der Freiheit wiedergeben.



Links der dritte Mann ist einer der deutschen buddhistischen Mönche, Bappo mit Namen, die unterste Reihe wird meist von Mannschaften der „Emden“ eingenommen.



augenscheinliche Vernachlässigung nicht länger gefallen lassen, bat die Schwester die junge Witwe:

„Ach bitte Frau Blü, nehmen Sie sich doch des lieben kleinen Schreihalses ein wenig an. Ich besorge dies hier schon.“

Da stand Meta Blü nun, hatte das warme, weiche Körperchen auf den Armen und wiegte es hin und her und koste es mit Stimme und Augen.

Woher hatte sie nur diese Kunst erlernt? Sie besaß doch niemals Geschwister und hatte kaum ein Kindchen auf den Armen gehalten. Und doch war es, als sei dies Beschwichtigen und Trösten eines Unmündigen ihr Beruf von jeher gewesen. Das Kindchen schlief ein und langsam und sanft bettete sie es in den Wagen zurück. Nun war es wieder still wie zuvor — bis der Arzt kam. Eilig, pflichtgetreu. Und er untersuchte und forschte und machte allerhand Bewegungen mit dem steifen jungen Frauenkörper.

Er blieb aber bewegungslos.

Und endlich richtete er sich empor, wischte die hellen Schweifstropfen von der hohen, Klugheit und Güte verratenden Stirn und sagte mit einem Seufzer:

„Nichts mehr zu wollen. Sie ist tot. Ein Herzschlag hat ihrem Leben ein Ende bereitet. Ihr mag wohl sein. Aber das arme Wurm, von dem mir die Schwester sagte. Lassen Sie es doch mal sehen. Ist das ein Bräutigam? Herrgott, wieviel Mütter würden wohl selig sein, wenn der ihre sein dürfte. Und dies Bengelchen muß nun so einfach ins Waisenhaus, denn der Vorsteher erzählte mir schon vorher in Eile mancherlei.“

Sie schauten jetzt alle dem runden süßen Kindergesicht in die Augen, die sich langsam, wie gewaltsam von der menschlichen Neugier geöffnet, zu zeigen begannen. Sie waren tiefblau, das Weiß zeigte sogar einen leichten bläulichen Schimmer wie der Zushimmel draußen, über welchem die goldene Sternendecke lag. Und das rote Kirschmädchen des Knaben verzog sich ängstlich. Er brach in ein Weinen aus. Da neigte sich Frau Meta Blü zu ihm herab und streichelte sein Köpchen, über dem der erste goldige weiche Haarsaum lag.

Und sonderbar. Noch standen dicke Tränen in den Kinderäugen und doch begann der Mund schon zu lächeln. Lächelte nur die junge Witwe an, sah von den andern nichts, streckte ihr zärtlich die Arme entgegen, lästete etwas, das wie ein Stammeln klang und doch nichts anderes bedeutete als:

„Mamamamama.“

Mütter — Mütter!

Frau Blü wankte plötzlich. Es war, als risse sie eine tobende allmächtige Kraft von einer schwanken Brücke zurück auf das feste Land. Da stand sie jetzt, erwachte wie aus einem tiefen Traum, sah um sich, lächelte, wollte sich schämen und die Augen zu Boden schlagen. Es gelang ihr aber nicht. Die herben kleinen Kinderfäustchen griffen in ihre vollen Flechten und zerrten sie herab. Da lag ihr plötzlich eine über der Schulter. Und sie wurde rot und steckte sie mit der einen freien Hand wieder auf. Aber das Fingchen griff mit einem Tauchzen nach der andern und riß auch sie herab. Da stand nun die junge Witwe, anzuhen wie ein liebes, kleines Mädchen, wie ein

Junikäsel. Und der junge Arzt sah die ältere Schwester an und sie winkten sich beide mit den Augen zu.

„Den hat ihr wohl der liebe Gott geschickt —“ und leise, leise hinterher: „Wie schön sie ist und wie jung.“

Frau Meta Blü ahnte nichts von diesen Gedanken.

Sie stand wie im Traum und fühlte nur mit einem warmen flutenden Wohlbehagen, wie viel sicherer es doch auf dem festen Lande sei, wie bisher auf dem schmalen unsicheren Brückensteig, unter dem das Meer tobte und sie jede Minute zu verschlängen drohte.

Und sie hielt das Kind immer noch in den Armen, bis der Arzt sagte:

„Es ist doch kühl, wollen wir es nicht lieber in den Wagen zurücklegen?“

Da erschrak sie, wurde rot und tat es eilig.

Aber dann, nachher, da hatte sie es schon wieder in den Armen, wiegte es hin und her, überdeckt mit ihrem weichen warmen Flauschmantel und hielt es die ganze Nacht und sang 1-1-1 alte Kinderlieder, die sich ihr unwillkürlich auf die Lippen drängten und die sie doch zuvor noch niemals gehört oder gar selbst gesungen hatte:

Diebling du,
Säla in Ruh,
Schlafe راحت,
Mutter wacht.

Mütter — sie — ein Kind.

Und sie kniete vor dem kleinen Wagen, als der Morgen graute und eine strahlende Sonne hereinbrach, sich auf das flammende rote Kreuz setzte und auch in das Stillstehen der Wurmherzzeit leuchtete.

In ihr war alles so licht, wie der junge Tag.

Sie sah einen Sommer und in weiter Ferne eine Ernte, die auf sie wartete. Und Ackerland, das der Bestellung harnte. Und griff mit beiden Händen zu und wollte säen und säten und pflegen, damit dieser weiche schnittliche Juni auch für sie einen Segen der Liebe vorbereite.

Eine warme weiche Welle wärmte das fröstelnde Kältegefühl ihrer Seele und trug ihr die Erkenntnis zu, daß der Gott der Wunden schlug, sie auch barmherzig und väterlich heilen will, wenn die Zeit gekommen ist.



Wie die Trauer zu den Menschen kam.

Von A. Gabel.



Die ersten Menschen hatten das Paradies verlassen.

Schwer stützte sich der Arm des Mannes auf den selbstgeschafften Wanderstock, denn der Weg war steil und mühsam; aber sein Auge blickte stark und kühn, als biete es Trost den Gewalten finsterner Erdgeister, die ihm Steine in den Weg legten und Lawinen herabsandten, damit es seinem Fuße verwehrt sei, die Erde zu betreten, die allein ihr Reich gewesen war.

Auch das Weib an seiner Seite war müde. Schwere Tränen hingen an ihren Wimpern und ihr feingegliedertes Nasen mit der dichten goldblonden Flechtenkrone darüber bog sich tief hinab wie das fruchttragende Haupt einer Aehre. Aber kein Seufzer, keine Klage kam über ihre Lippen, denn des Mannes entschlossener Mut, der aus seinen Zügen sprach, stärkte auch ihr bangendes Herz.

Und es dachte: „Nun ist uns das Paradies verschlossen mit all seiner Süße und Goldseligkeit. Wie ein Traum liegt hinter uns, was einst gewesen, und kehrt nicht wieder — verloren durch eigene Schuld! Gleichviel — ein Tor ist, der Verlorenem nachtrauert. Ist nicht die Zukunft unser und unser das Leben — und die ganze Erde mit all ihrem Reichtum?“

Auch das Weib hing seinen Gedanken nach. Es dachte: „Blumen sind hier und reisende Früchte, und wenn auch ihr Wachsen mühsam ist, weil sie an steilen Abhängen wachsen und jenseits im Abdräuender Bäche, so haben wir dennoch unsere herrliche Menschentrast und die Geschmeidigkeit unserer Glieder. Linde Rüste umschmeicheln uns, und die Vögel singen uns ihre schönsten Lieder. Warum sollen wir da nicht dankbar sein und stolz und froh?“

Und mutig schritten sie weiter.

Aber der Abend sank tiefer, und immer kleiner ward die Schar der Tiere, die ihnen in die Verbannung gefolgt war. In Höhlen und Klüften hatten sie sich verborgen und suchten Schutz vor der nahenden Nacht.

Dunkle Schleier senkten sich über die Erde, in blutroten Glutten versank der Sonne letzter Schein, und am dunklen Himmel erschien eine blasse, silberglänzende Scheibe, der Mond. Und sein vor-schwimmendes Leuchten zeigte den Wanderern daß ihr Weg endlos war, erdlos.

Da glitt das Weib zu Boden. Mit beiden Händen betastete es die starre harte Erde, ob sie kein Pfähl, kein lauschiges Lager biete zur Nachtruhe. Nichts! Oede und kahl ragte der Felsen Gestein um sie her.

„Komm weiter!“ sagte der Mann dumpf. Und sie darauf in bangem Verzagen: „Ich — kann — nicht — mehr.“

Da redete er sich auf und prüfte forschend die Form seiner Arme. Stark waren sie; in schweren Wäulen spielten die Muskeln über den geschmeidigen Gelenken. Und er neigte sich zum Weibe nieder und hob es empor wie in schwingender Bege und trug es über das zerflütelte Felsenstein und durch das rauschende Bergwasser bis an ein grünes Eiland, auf dessen samtnen Rasen er den zarten Leib niedergleitend ließ.

Sie lächelte ihm dankbar zu und schloß die Augen zum Schlummer; und er breitete das Fell über sie, das ihm um die Glieder gegangen hatte auf dem weiten Wege, und dann ließ auch er sich nieder und bettete sich zur Ruhe, dicht an ihrer Seite, ganz dicht.

Ueber ihnen wölften sich die Zweige eines Niedergebüschs, und der balsamische Duft blühender Dolden wehte über sie hin. Und als der Mann noch einmal umherschaute in prüfender Sorge, da sah er, daß sie nicht allein waren. Ein Nachtigallenpaar hatte ihnen folgend, den Flug gewagt über Steingeröll und Wassertosen

und sich endlich, todmüde vom weiten Fluge, niedergelassen inmitten der blühenden Fliederdolden. Matt hingen die Flügel zur Seite, und die kleine Brust leuchtete unter ringendem Atem.

Ein Blick voll stolzer Liebe glitt aus den Augen des Mannes über das schlummernde Weib an seiner Seite. O du, die ich gewiegt habe auf meinen Armen, wie liebe ich dich! Wie bin ich froh und stolz und glücklich, daß ich dich tragen durfte, tragen konnte. Denn —

Ein leises Rascheln in den Zweigen ließ ihn erschrocken zusammenfahren. Was war das? Nahte ein Feind, um ihn zu verderben, ihm das köstlichste Kleinod zu rauben, das da neben ihm ruhte im vertrauenden Schlummer? Seine Hand tastete nach dem Wanderstod, dem schweren Kolben, den er kaum zu umspannen vermochte mit seiner kräftigen Männerfaust.

Nein. Keinen Feind erblickte sein spähendes Auge. Nichts als einen kleinen, dunklen, zuckenden Punkt, der am Boden lag. Es war das Nachtigallenweibchen, das von Entkräftung und Mattigkeit übermächtig, zu Boden gefallen war.

Er nahm es in seine Hand, sah noch einmal voll tiefen Leidens in die brechenden Augen, hauchte mit wärmendem Atem über das erkalten Körperchen hin. Vergebens. Entfliehen des Lebens hält kein Blick innigster Liebe zurück; wenn des Todes Hand das Herz gestreift hat, kann es nicht weiterschlagen. Der Mann sah zum erstenmale, daß es etwas auf Erden gab, das mächtiger war als er — der Tod.

Behutsam legte er das starre Körperchen mitten in ein Beet süßduftender Veilchen hinein, deren Balsam durch die Nachtdufte wehte wie ein süßes Liebeslied. Und zu seinen Füßen begann es zu schluchzen und zu klagen und zu rufen in schmelzenden Tönen — und er richtete sich empor und lauschte der Nachtigall Trauer- gesang.

Wie ihm der Jammer des Tierchens das Herz zerriss! Wie das süßflanende Lied seine Pulse klopfen machte! Und wie alles ringsum, die Blüten am Strauche und die Gräser zu seinen Füßen und die wehenden Duftwellen über ihm, ja selbst die Sterne droben am Himmel erzitterten vor dem Weh dieses Liedes, vor den Klängen der schluchzenden Nachtigallenweise! Große Tränen hingen an seinen Wangen, und als er sie mit tropiger Geberde entfernte, kamen andere und setzten sich dort fest. Ein ganzer Quell von Tränen brach aus seinen Augen hervor.

„Das ist nun das Leben,“ dachte er. „Das Leben, das so voller Kraft und Jugend und Schönheit ist. Eines Augenblickes Glanz, eines Augenblickes Lust, und vorbei ist alles — vorüber!“ Ja. Noch lebte ihm sein Weib, noch lebte es neuer Kraft entgegen, neuer Glückseligkeit. Aber auch für ihn würde der Tag kommen, da sein Weib zusammenbrechen mußte unter der Last der Erdenmühen und ihn allein ließ mit seiner Liebe und mit seiner Sehnsucht.

Und wieder wandte sich sein Auge dem Nachtigallenweibchen zu. Aber er erspähte nichts mehr von dem erstarrten Körperchen. Zu dichtem Kranze hatten sich die Veilchen ineinander geschlossen und ihre Blütenköpfe darübergeneigt. Die kleine

Nachtigall schlief unter dem duftenden Hügel den Todeschlaf.

Aber siehe: Von der schwarzamtnen Himmelsdecke senkte sich ein weicher, wogender Schatten hernieder. Und während die Nachtigall schluchzte und klagte in lodenden endlosen Rufen, gewann der Schatten Form und Leben — und jetzt sah der spähende Mann eine hohe, schlanke Frauengestalt neben dem kleinen Veilchenhügel stehen.

Von ihrem mischweißen Antlitz mit den tiefdunkelblauen Augen und den wehmütigen Zügen ging ein Leuchten aus wie blasser Mondenschein. Ihre bleichen, feinen Hände faßten den wehenden Schleier, der auf ihren blonden Haaren lag, und zogen ihn über das trauernde Antlitz. Ihre hebenden Lippen bewegten sich leise und flüsterten Worte des Leides, Worte des Abschieds, Worte des Gebetes — und sie sank in die Knie und neigte das schleierumwogte Haupt über den Hügel, sodas ihre Tränen die zarten Veilchenstüben netzten.

Es war die Trauer, die unter dem Klagefang der Nachtigall und dem Mitleidsweh des Menschen geboren worden war.

Im Osten rötete sich der Himmel vor den ersten Strahlen der erwachenden Sonne.

Da erhob sich die kriechende Frauengestalt. Einen letzten Blick warf sie auf das kleine Veilchengrab, über das der erste Sonnenstrahl hinglitzerte, dann ließ sie ihre schwarzen Schleier im Morgenwinde wehen und waltete langsamen Schrittes über die Halde und die blumenprangenden Wiesen, weiter, weiter.

Und noch heute wandert die Trauer durch die Lände, rastlos, ruhelos.

Die Sonne war am Himmel emporgestiegen. Wie ein Feld stand sie da, stolz und siegreich, und die erwachende Natur wandte sich ihr zu mit erstaunten, fragenden Augen: „Daß also bist du, neuer Tag? So also bist du, neues Leben?“ Der blühen Duft mischte sich mit dem Balsam der Wiesen, und tausend Stimmen stiegen wie ein einziger, voller Orgelson zum Throne des Schöpfers empor. Tausend Stimmen sangen des alten, urenigen Dankliedes einzige Weise.

Die beiden Menschen aber waren in die Knie gesunken und beteten zum Schöpfer voller Andacht. Und der Mann sprach zum Weibe: „Wie liebe ich dich, dich die Krone des Schöpfers, des großen Schöpfers größtes Meisterwerk!“ Und stürzten auch die Felsen über unseren Häupten zusammen, und brächen aus der Erde loderbende Fackeln, ich würde dich durch das lohende Feuermeer tragen, mitten hindurch, und der Flammen Gisthauch düfte dich nicht berühren!“ — Und er küßte das Weib voll inniger Liebe.

Des Weibes Seele erzitterte vor der Gewalt seiner Liebe. Es ahnte ja nicht, daß sein Gefährte in dieser Nacht der Trauer in das todblass Antlitz geschaut hatte, wie bitter das Leid der Trennung ist. Innig schmiegte es sich an seine Brust.

Die Sonne stieg höher und sandte senkende Strahlen. Matt und milde wiegen Gräser und Blumen ihre Häupter, leiser plätscherte der Quell und der Vögel Lied verstummte. Im Schatten einer weitläst-

gen Buche ließ sich das Menschenpaar nieder zur Mittagseast.

Und wieder sah der Mann, wie Schleier vom Himmel wogten, weiche, duftarte, goldglänzende Schleier; er sah, daß die Schleier eine Gestalt umwehten, die in langsamen, wehenden Schritten über die Wiese kam. Er sah, wie ihr Antlitz rosig erglühte, wie das dunkle Haar unter dem blühenden Schleier sprühte, sah ihre feinen, zarten Hände, die wie segnend über den Fluren ruhten. Ein Odem wunderbarer Ruhe ging von der lichten Gestalt aus.

In dem kleinen Nachtigallengrave ließ die Gestalt ihre Schleier sinken, und eine Wolke golden glühender Fäden stieg daraus zum Himmel empor. Und nun sah der Mann, daß es eine zierliche Jünglingsgestalt war, die vor ihm stand.

„Wer bist du, holder Knabe?“ fragte er in stillem Wundern.

„Ich bin der Trost.“ — Vom Himmel gesandt, um heilenden Balsam auf die Wunden zu legen, die der Schmerz schlug, um das Leid tragen zu helfen und die Tränen zu trocknen, die aus weinenden Augen fließen. Ich komme um die Lehre zu klünden, daß Verlorenes nicht verloren ist, daß es ein Wiedersehen, ein Weiterleben gibt in neuer, versüßter Gestalt. Ein Sterben gibt es wohl, aber keinen Tod!“

„Kennst du die Trauer?“ fragte der Mann finster. „Hast du jemals der Klage Wehelaute gehört, kannst du trösten da, wo die Sehnsucht nach Verlorenem von den Lippen tönt und die wilden Bäche des Schmerzes toben?“

„War die Trauer bereits hier?“ fragte der Jüngling betroffen.

„Ja, sie war hier. In dieser Nacht sah ich sie landeinwärts wallen, umweht von den schwarzen Schatten ihrer Schleier. Sie wandert von Ort zu Ort, rastlos, ruhelos!“

Der Jüngling barg sein Antlitz in den Händen. „So komme ich zu spät! Schon hat die Trauer die ganze Erde überschritten und Leid und Verzweiflung sind der Erde Erbteil geworden! Wohlan denn, daß ich ihr folge! Daß ich ihre Schritte suche und Balsam spende, wo sie brennende Wunden schlug! Zeige mir den Weg, den sie genommen!“

Und das erste Menschenpaar sah, wie der Trost den Spuren der Trauer folgte, bis seine lichte Gestalt wie ein fernes Wolkennwehen im Winde zerflattert war.

Wieder senkte sich der Abend auf die schlummernde Erde. Reiche, schwere Däfte durchwogten die Luft, der Pflückschlag der Erde trieb frische Säfte in die Stämme der Buchen, und die letzten Strahlen der Sonne irrten über die freudensatte Natur. Und das Menschenpaar erklimmte einen Hügel, um noch einmal einen Blick zu tun auf die blühende, grüne Herrlichkeit ringsum.

Da sahen sie in der Ferne die schleierumhüllte Gestalt der Trauer schweben, und an ihrer Seite in junger, strahlender Schöne die zierliche, geschmeidig-zarten Glieder des Trostes. Hand in Hand wallten beide dahin und aus ihren Spuren erblickte man das Vergehen zu neuem Leben. Und so wandern Trauer und Trost vereint durch die Lände, immer, immer.



Reiterattacke

Es schmettern zum Angriff die deutschen Signale —
Rings flammen zum Himmel wie Höllensanale
Die brennenden Dörfer. In donnerndem Lauf
Geht's wild an den Feind. Ein Blutmeer rauscht auf!

Es sausen die Rittgen, dumpf stampfen die Rosse.
Bald wandelt das Feld sich zu blutiger Gasse.
Hoch schwallt im pfelsenden Rugeiregen
Unterm deutschen Hiebe — der Erntesege!

Ernst und Scherz

Große Zartheit. Ein Zeitgenosse des Philosophen Kant war der Gouverneur von Königsberg, General Mauer, ein äußerst gebildeter Herr. Kant der im Jahre 1764 im Hause des Gouverneurs vor einer Anzahl Offizieren ein Kollegium über Mathematik und physische Geographie hielt, wurde dazu stets feierlich in einer Kutte abgeholt. Auch wusste er sehr oft bei dem General, der, wie er selbst, unverheiratet, gern Mittagsgesellschaft gab. Neben Offizieren waren dazu die angesehensten Gelehrten eingeladen. Der General hielt viel auf Eleganz und nahm nicht Anstand, den Offizieren mit einem strengen Blick es zu verweisen, wenn sie durch Ungechicklichkeit etwas bei Tafel verfahren. Hiernach konnten sie eines Tages ihren Schreck kaum verbergen, als Kant, der dem Wirt gegenüber saß, Rotwein versehentlich auf das kostbare Gedeck verschüttete. Der General aber, um einer Verlegenheit zu begegnen, warf absichtlich selbst sein volles Glas um, und, da das

Gespräch gerade von den Tardanellen handelte, zeichnete er mit dem Finger im Wein ihre Richtung ab. Er tat es, um den Offizieren zu zeigen, wie hoch er den Philosophen verehere.

Das erste Hoch auf den König von Preußen. Am 24. November 1700 war des Morgens der langierte Kurier von Wien in Berlin eingetroffen, welcher die Zustimmung des Kaisers zur Annahme der preussischen Königswürde brachte. In dem ungeheuerlichen Deutsch jener Zeit schrieb der Kaiser: „Ich tue dem noch zu der anzunehmen vorhabenden Würde allen geistlichen Segen und Glück und daß dieselbe in dero Vorterrit zu ewigen Zeiten continüen möge freundsheim und gnädiglich wunnen.“ Am Nachmittag mußte im Schlosse Salatael hant. Bei dieser erhob Markgraf Albrecht von Brandenburg

sein Glas und rief: „Es lebe unser quadiet Herr Friedrich, König von Preußen!“ Mit unendlichem Jubel wurden diese Worte aufgenommen, das erste Hoch auf einen preussischen König. Vorher schon hatte der König von Polen bei seiner Durchreise durch Preußen auf das Wohl des „Königs von Brandenburg“ getrunken. Nebenbei bemerkt, wollte auch König Friedrich sich anfänglich nicht „König von Preußen“, sondern — „König der Bandalen“ nennen, da dieses Volk einst an den Gestaden der Ditsche seinen Sitz hatte.

Wann soll man heiraten. In einer Gesellschaft wurde Voltaire von einem Herrn gefragt, wann man eigentlich heiraten solle. „Das will ich Ihnen ganz genau sagen,“ erwiderte er schallhaft, „und ich wünsche, Sie hielten sich daran: bis vierzig noch nicht, nach vierzig nicht mehr.“

Wortspielrätsel.

Von W. v. Arnim.

Laß freundlich in de nem Vattig es sein,
Denn selbst der Photograph nicht zur Stell',
Begieb dich auch nicht leichtsinnig hinein,
Denn Schnupfen und Rheuma schre ten oft schnell.
Run seg' dich ins Wort und fahr' zu ihm hin,
Dort wukten die Berge, der ee,
Im stillen trieb dich wohl oft schon dahin
Das Wort deines Herzens — drum geh'.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des vierhübligen Rätsel: Kaiserbefehl; des Buchstabenrätsels I: Meute, Heute, heute, Heute;
des Buchstabenrätsels II:

n	u	m	a
u	l	a	n
m	a	i	n
a	n	n	a

Abdruck aus dem Inhalt d. „L. de Seiten.
Veranstaltung der Red. d. „L. de Seiten. Ernst und Verlag vo
Hrsg. & Jägerhof G. m. b. H. B. d. 10.

Begierbild



Wo ist der dritte Malave?

Auflösung folgt in nächster Nummer

Litterarisches Versteckrätsel.

Der Mensch hat nichts so eigen
So wohl steht ihm nichts an.
Als daß er Tren er-eigen
Und Freundschaft halten kann.

Die in vorstehenden Zeilen setzgedruckten Buchstaben ergeben, richtig zusammengestellt, den Urheber derselben.

Vierhübliges Rätsel.

Drei-pier, sie liegen vor dir schön und grün,
Beschwingten Fluges hast du sie erkommen,
Du pflücktest Alpenblumen, die dort blühen,
Bist dann beim Sennerhütchen angekommen.
„Was gibst's zu essen?“ fragst du hungrig, schnell,
Die Sennerin; sie nennet dir eins-zwei,
Schafft süße Milch und Butter auch zur Stell',
Und schleppt ein mächtig großes Brot herbei.
Doch eh' eins-zwei für dich genießbar sind,
Mußt du zwei kleine Striche drüber machen;
Dann munden sie! Du freust dich wie ein Kind,
Daß du hier oben sitztest unter Lawen,
Und nicht im Ganzen meiste voller Pein,
Wo kaum ein Lichtstrahl bietet sich den Blicken,
Wo du nicht Alpenlüfte atmest ein
Und Wälle rings auf dich herniederbliden.